

Rezensionen zu: Andrea Seier: Remediation. Die performative Konstitution von Gender und Medien

**Andrea Seier: Remediation. Die performative Konstitution von Gender und Medien**

Von Kathrin Peters

(in: Camera Austria 101/2008, Graz)

In einer Sammlung der schönsten Filmanfänge durfte dieser nicht fehlen: Die erste Einstellung zeigt eine Wand aus kleinem Kachelmosaik. Eine Frau in leuchtend blauem Kostüm, es könnte eine Stewardess sein, kommt von rechts ins Bild. man sieht sie im Profil, und die Kamera setzt sich parallel zum Laufband, auf dem die Frau zu stehen scheint, in Bewegung. Im Hintergrund läuft die Farbpalette der 1970er Jahre ab. Die Kacheln changieren zwischen Türkis-, Gelb- und Brauntönen über dem Bild erscheinen die Titel und dazu erneut Bob Womacks »Across 110th Street«.

Es ist Pam Grier in Quentin Tarantinos »Jackie Brown« (1997), die man sieht, und es ist der Titelsong von »Foxy Brown« (1970), ebenfalls mit Pam Grier in der Hauptrolle, den man hört. Und es wäre wahrlich nicht zu entscheiden, ob nun die Musik das Bild untermalt oder das Bild die Musik illustriert. Keines von beidem, meint Andrea Seier, deren im vergangenen Jahr erschienene Studie Remediation mit der Analyse dieses Films, bzw. einiger seiner Aspekte, schließt. Nicht nur Musik und Bild verschweißen sich hier unauflösbar, sondern auch Geschichte und Gegenwart, Figur und Darstellerin stehen in »Jackie Brown«, so Seier in einem Wechselverhältnis, das erst jene hohe Bedeutungsdichte erzeugt, die sich zwischen Figurenwiederholung, Querbezügen zu anderen Filmen, dem Songtext, der Filmnarration sowie den verschiedenen aufgerufenen Zeitschichten - hier die 1970er und 1990er - ausbreitet. Was Tarantinos cineastischer Raffinesse geschuldet zu sein scheint, macht Andrea Seier als medienwissenschaftliches Lektüreverfahren geltend: in vier Kapiteln entfaltet sie eine präzise, sehr gut nachvollziehbare Begriffsarbeit und Theoriegeschichte um die Frage nach der »performative[n] Konstitution von Gender und Medien«, so der Untertitel, die auf ein weit reichendes medienwissenschaftliches Projekt abzielt. Nämlich das, »Medien im Hinblick auf ihre Prozesshaftigkeit, ihre Produktivität und ihre Diskontinuitäten hin zu analysieren« (S. 80f).

Andrea Seiers prägnante Studie ist damit Teil eines avancierten medienwissenschaftlichen, genauer: medienkulturwissenschaftlichen Denkens, das Medien nicht als abgrenzbare Gegenstände und einzelne Apparate -Film, Fotografie, Computer - veranschlagt, sondern als sich immer neu formierende Konstellationen versteht. Eine Schlüsselformulierung in diesem Feld ist die des Medien-Werdens: Medien sind demnach nicht einfach gegeben, sondern sie werden allererst zu jenen heterogenen Gefügen, in denen Bedeutung hervorgebracht wird.<sup>1</sup> Der titelgebende Begriff der Remediation (der Jay David Bolter und Richard Grusin entlehnt ist) meint genau das: Nämlich sowohl, dass Medien immer im Wechselspiel mit anderen Medien zu denken sind, als auch, dass sie gewissermaßen nie still stehen, dass sie immer angefüllt sind mit Konventionen und beständig Wiederaufführungen von anderen Bildern und Medien in Gang setzen. Seier exemplifiziert diese Überlagerungsbewegungen am Beispiel DOGMA 95, das Unmittelbarkeit weniger über sogenanntes authentisches Schauspiel als durch das Zitieren vor-digitaler und Reportageformaten entnommener Bildformate erzeugt.

Prozessualität, Werden, Wiederholung - all diese Konzepte weisen in eine Richtung, die derjenigen entgegengesetzt ist, die von solchen Wörtern wie Repräsentation oder gar Identität markiert wird. Tatsächlich geht es Seier darum, den Geltungsbereich des Begriffs Repräsentation deutlich zu beschränken, impliziere er doch »die Idee einer homogenen, virtualisierten Struktur, die jeweils nur zur Anwendung gebracht wird« (S. 67). Stattdessen konturiert sie Performativität als medienanalytische Perspektive, die auf ganz andere Weise ermöglicht, ästhetische und diskursive Praktiken zusammenzuschließen. Womit auch eine Position gekennzeichnet ist, die der leidigen, gegenwärtig wieder in Konjunktur stehenden Entgegensetzung von Ästhetischem und Diskursivem, Erfahrung und Wissen entrinnt.

Die theoretische Konstituierungen oder auch Zerfledderungen der Performativitätsdebatte der letzten Dekade -von Austin über Derrida bis zu Butler und der einflussreichen Adaption durch Fischer-Lichte -werden von Seier sehr instruktiv vorgestellt und mit dem Plädoyer versehen, den Begriff zwar uneindeutig zu halten, ohne ihn aber zum Steinbruch eines angesagten Theoriejargons werden zu lassen. Wichtig sei nur, Performativität nicht auf bestimmte theatrale Aufführungspraktiken oder Performances zu verkürzen, sondern als Perspektive oder Lektürefahren anzusetzen, mit dem sich prinzipiell alle kulturellen Formationen und Akte lesen und sichten ließen. In dieser Hinsicht kommen auch die Gender Studies post-Butler kaum ohne ein Performativitätskonzept aus, das Geschlecht und Identität ebenfalls als Werden und als unab-schließbaren Prozess denkt.

Wie Andrea Seier in dieser performativen Perspektive die Issues Gender und Medien verknüpft, ist in vielerlei Hinsicht erhellend. Zunächst weil ihre Grundbeobachtung so plausibel ist, dass man sich wundert, warum man jahrelang nicht gemerkt hat, wie sehr die Performativitätstheorien, die man ja nicht gerade als Mangelware bezeichnen kann, bei aller Verschiedenheit in einem Punkt übereinstimmen: Sie argumentieren unter Ausschluss medialer Aspekte. Das ist umso erstaunlicher, als sowohl die theaterwissenschaftlichen Performance Studies als auch die Gender Studies es immer wieder mit gewissermaßen mediengesättigten Untersuchungsgegenständen zu tun haben -Filmen, Video, Screenings usw. Seier zeigt - signifikant an Butlers legendärer Lektüre des Films »Paris is burning (1991) - wie sehr das Filmische oder allgemein Mediale lediglich als Transporteur einer »übergeordneten Gender-Performativität« (S. 11 1) gilt, ohne dass die Anteile, die der Film selbst an der Inszenierung hat, in den Blick geraten. Dass Seier noch einmal Laura Mulveys schon zur Historie der feministischen Filmwissenschaft zählenden Aufsatz »Visuelle Lust und narratives Kino« (1975) auf die Bühne aktuellster Theoriebildung holt, um zu zeigen, wie sehr Mulvey - anders als Butler z.B. - das Medium Film an der Ausstellung von Weiblichkeit beteiligt sieht, gleicht fast schon dem Wiederbesetzen von Pam Grier als Jackie Brown. Derartigen Wiederholungen und Re-Signifikationen, die intentional oder auch nicht, in Filme und Texte eingelagert sind, korrespondieren Lektürepraktiken, die sich in Endlosschleifen vollziehen und eindeutig unter medialen Bedingungen stehen: Ich habe nicht gezahlt, wie oft ich mir während des Verfassens dieser Rezension nicht nur das Womack-Stück angehört, sondern auch die Titelsequenz von »Jackie Brown« angesehen habe - auf DVD versteht sich.

<sup>1</sup> Vgl. hierzu die ebenso knappe wie wegweisende Einführung von Lorenz Engll und Joseph Vogl im Sam-melband Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard. Hrsg von Claus Pias et al.. Stuttgart DVA 1999, S. 5-11.

## **Performative Verschiebungen im Feld von Gender und Medien**

Von Maja Figge

(In: Querelles-Net; Nummer 23/November 2007, [http://www.querelles-net.de/2007-23/text23figge\\_seier.shtml](http://www.querelles-net.de/2007-23/text23figge_seier.shtml))

### **Abstract**

In der Buchfassung ihrer Dissertation untersucht die Medienwissenschaftlerin Andrea Seier die Anschlussfähigkeit der Butlerschen Konzeption von Performativität an die Medienwissenschaft. Damit verfolgt sie ein doppeltes Anliegen: Es geht ihr zum einen darum, mit der Fokussierung auf die performative Perspektive dem Ereignischarakter von Medien Rechnung zu tragen, und zum anderen darum, das Verhältnis von Gender und Medien sowohl erkenntnistheoretisch als auch methodisch zu präzisieren. Darin liegt der große Gewinn dieser Arbeit für eine transdisziplinäre Forschung zwischen Gender Studies und Medienwissenschaft.

### *performative turn* in der Medienwissenschaft

Die Konjunktur des Performativitätsbegriffs in den Kulturwissenschaften hat zu einer gewissen Ungenauigkeit in der Verwendung des Begriffs geführt. Nah an Butlers Konzeption orientiert, entfaltet der Begriff für Seier sein Potenzial genau an der Stelle, an der er einzelne ästhetische Phänomene wie Filme sowie Performances und Theaterstücke an den Prozess der Re-Signifikation bindet.

Bisherige performative Konzeptionen des Films haben sich vor allem mit der Aufführungssituation des Films und dem Verhältnis zwischen Film und Zuschauer auseinandergesetzt. Seiers Ansatz stellt einen Zugewinn dar, indem er zeigt, wie sehr der im Begriff des Performativen enthaltene Aspekt der Aufführung an die Wiederholung – und im Kontext technischer Medien die Präsenz an die Reproduktion – gebunden ist. Mit dem von Bolter und Grusin entlehnten Begriff der "Remediatisierung" gelingt es der Autorin, einen unabgeschlossenen, prozessualen Medienbegriff zu etablieren, der eine Erweiterung von der feministischen Filmwissenschaft zu 'Gender und Medien'

In einem Problemaufriss zeichnet Seier die Entwicklungslinien von der feministischen Filmwissenschaft hin zum Forschungsbereich "Gender und Medien" nach. Während im Rahmen der feministischen Filmwissenschaft von einer "Vergeschlechtlichung durch Medien" ausgegangen wurde, hat sich im Rahmen der Genderforschung der Fokus auf die Untersuchung der "Medialisierung von Geschlecht" verschoben. Diese Arbeiten lassen sich weder den Gender Studies noch der Medienwissenschaft eindeutig zuordnen, sondern verstehen Gender und Medien als im Wechselverhältnis zueinander stehende kulturelle Technologien. Von da aus stellt Seier die ihrer Arbeit zugrunde liegende Problematik dar, dass im Rahmen der Gender Studies Medien häufig als "Belege" für Thesen zur Performativität von Geschlecht herangezogen werden. Indem sie die in diesem Kontext viel rezipierte Auseinandersetzung Judith Butlers mit Jenny Livingstons Dokumentarfilm *Paris is burning* (1990) einer Betrachtung unterzieht, die die Performativität des Mediums mitdenkt, kann sie das produktive Wechselverhältnis von Gender und Medien deutlich machen: "Denn wie jedes Doing Gender eine Rezitation einer vorgängigen Kette von Geschlechterhandlungen und -bedeutungen ist, die in dem jeweiligen Akt gegenwärtig sind und ihm seine Gegenwärtigkeit zugleich entziehen, ist auch z. B. jeder einzelne Film in ein diskursives Netz von Signifikationspraktiken eingelassen, die immer schon über ihn hinausweisen." (S. 39 f.)

### Zur Genese des Performativitätsbegriffs

Im zweiten Kapitel wird zunächst die Genese des Performativitätsbegriffs von Austin über Derrida zu Butler nachgezeichnet. Im Anschluss daran unternimmt Seier eine Klärung der Frage, auf welche Art von Phänomenen der Begriff der Performativität bezogen werden kann. Statt zu entscheiden, ob er eher geeignet ist, ästhetische Einzelphänomene oder eine übergeordnete Ebene von Kultur zu beschreiben, schlägt sie vor, ihn als Scharnier zu etablieren, an dem Mikro- und Makroebene in Beziehung zueinander stehen, ohne ein Ableitungs- bzw. Anwendungsverhältnis zu konstruieren. Der Begriff der Performativität wird aus dieser Sicht zu einer Untersuchungsperspektive, die von einer engen Verbindung diskursiver und ästhetischer Praktiken ausgeht, welche nicht so sehr als Aktualisierung von Diskursen anzusehen ist, sondern dem "Realisierungsüberschuss" Rechnung trägt, der in der transformierenden Wiederholungsstruktur performativer Akte enthalten ist.

### Die Konstituierung des Films in Remediatisierungsprozessen

Die Figur der 'Remediatisierung' als Bedingung für mediale Konstitutionsprozesse wird im dritten Kapitel eingeführt. Damit ist die Annahme verbunden, dass jedes Medium auf andere Medien angewiesen ist und die Wiederholung eines anderen Mediums beinhaltet. Diese Konzeption ermöglicht es der Autorin, den Fokus von den Effekten auf die Prozesse der

Remediatisierung zu verschieben. Um ihre These zur Performativität des Films zu belegen, wählt Seier das Beispiel der Kino-Bewegung DOGMA'95. In einer detaillierten Analyse kann sie zeigen, dass das Medium Film in den vielfältigen Versuchen, durch Verzicht auf filmästhetische Mittel Unmittelbarkeit zu erzielen, auf sich selbst verweist und als Medium sichtbar wird. Für diese Remediatisierungsprozesse ist "das Verhältnis von Ereignis und Wiederholung, Gegenwärtigkeit und Reproduktion konstitutiv" (S. 107). Seier präferiert dieses Verständnis von "zeitliche[r] Begrenztheit, Wandel und Diskontinuität" (S. 107) der Medien gegenüber einer medienevolutionären Sichtweise.

#### Vergeschlechtlichung und Medialisierung aus performativer Perspektive

Welche Konsequenzen ergeben sich aus der Fokussierung der Remediatisierungsprozesse für das Verhältnis von Medien und Gender? In ihrer interessant gewendeten Re-Lektüre Mulveys grundlegenden Aufsatzes *Visual Pleasure and Narrative Cinema* (1975) erhält dieser aus performativer Perspektive eine Neu-Akzentuierung. Seier kann zeigen, dass Film nicht einfach als Beleg für die Performativität des Geschlechts verstanden werden kann, sondern Vergeschlechtlichung und Medialisierung vielmehr ein wechselseitiges funktionales Bedingungsverhältnis eingehen. "Beide, Gender und Medien, könnten so im Hinblick auf ihre produktiven Aspekte in den Blick genommen werden." (S. 111) Erst mit dieser theoretischen Zuspitzung kann Seier anhand von Tarantinos Film *Jackie Brown* darstellen, wie dort im Zusammenspiel von Genre-Zitaten in Bild und Musik sowie in der Überlagerung der Filmfigur Jackie Brown mit ihrer Darstellerin Pam Grier eine spezifische "Version" einer Gender-Performativität entsteht, die innerhalb dieses Remediatisierungsprozesses einen Überschuss produziert. Wiederholungen von Genrekonventionen sind aus performativer Sicht nicht Endpunkt von Bedeutungskonstruktionen, sondern verweisen vielmehr auf die Umkämpftheit und Unabgeschlossenheit medialer Repräsentationen.

#### Fazit

Seiers dicht geschriebene Studie nimmt sich eines für den Forschungsbereich 'Gender und Medien' virulenten Problems an und liefert zugleich einen viel versprechenden methodischen Lösungsvorschlag zur Analyse medialer Geschlechterinszenierungen. Das Potential dieser Herangehensweise liegt darin, filmische Geschlechterinszenierungen "als Ort zu untersuchen, an dem Geschlechterdiskurse nicht nur aktualisiert, sondern auch transformiert werden" (S. 140). In ihren Analysen aus performativer Perspektive kann sie den bereits vielfach analysierten Beispielen neue Erkenntnisse entlocken. Allerdings wiederholen ihre Ausführungen teilweise lediglich die zuvor entwickelte These. Dadurch schleichen sich in ihre Untersuchung Redundanzen ein, die der Komplexität des Gegenstands abträglich sind. An einigen Stellen wäre es daher wünschenswert gewesen, Seier hätte ihre Überlegungen etwas präziser dargestellt. Nichtsdestotrotz überzeugt die konsequente und differenzierte Auffächerung, mit der sie ihre theoretischen und methodischen Überlegungen zur performativen Konstitution von Gender und Medien in diesem Buch entfaltet.

#### **Andrea Seier: Remediatisierung. Die performative Konstruktion von Gender und Medien**

Von Kathrin Lämmle

(In: Medienwissenschaft. Rezensionen.Reviews, 4/2007)

Zentrales Anliegen des Bandes ist es, das Konzept der Remediation (Bolter/ Grusin) für eine performative Perspektivierung von Medien und Gender nutzbar zu machen. Dabei liegt der Anspruch der Autorin jedoch nicht darin, ontologische Bestimmungen vorzunehmen, sondern es soll am Medium Film lediglich exemplarisch gezeigt werden, wie sich Medien und Gender durch Remediationsprozesse erst konstituieren. In den einführenden Kapiteln werden die theoretischen Voraussetzungen dargelegt - eine fleißige, gut strukturierte und kompakte Darstellung der „sprachphilosophischen (Austin), dekonstruktivistisch überarbeiteten (Derrida) und schließlich gender- und machtheoretisch gewendeten Konzeption der Performativität von Judith Butler“ (S. 137).

Daran anschließend wird dem Vorhaben nachgegangen, den Begriff der Performativität - ein Begriff, der dort zur Entfaltung kommt, wo er einzelne ästhetische Phänomene an den generellen Prozess der Re-Signifikation bindet - für die Medienwissenschaften fruchtbar zu machen. Medien werden von der Autorin als performative Akte der Mediatisierung aufgefasst, in dem Sinne, dass einer jeden Mediatisierung bereits eine solche vorangeht, und daher als Remediation zu verstehen ist. Anhand des Performativitätsbegriffes und der die Remediationsprozesse kennzeichnenden Merkmale der Unmittelbarkeit und der Hypermedialität findet zunächst eine Betrachtung der DOGMA 95-Bewegung statt. Eine Konzeption, welche in der scheinbaren Rückkehr zur ›Reinform‹ des Filmes auf Konstellationen zurückgreift, die aus anderen Medien bekannt sind. So schließt die Autorin das Kapitel mit der Einsicht, dass das Medium Film in seiner Konstruktion nicht als Reinform hervorzubringen ist, sondern immer auf andere Medien angewiesen ist, die es imitiert und wiederholt. Aufgezeigt an Thomas Vinterbergs *Das Fest* (1998) sind solche Medien der Imitation und Wiederholung beispielsweise das Direct Cinema, Interviewszenen, die an klassisch dokumentarische Zeitzeugeninterviews erinnern oder aber das Manifest selbst. Vor allem am Beispiel von Tarantinos *Jackie Brown* (1997) und dessen Hauptdarstellerin Pam Grier zeigt die Autorin eindrucksvoll den Prozess der Remediation (als Wiederholungsprozess, welcher Unmittelbarkeit und Hypermedialität gleichermaßen hervorbringt) auf, der die Untrennbarkeit von Medien und Realität impliziert, insofern sich beide immer nur aneinander konstituieren. Das Hauptaugenmerk dieses Kapitels liegt jedoch nicht wie angekündigt auf den Strategien der Vergeschlechtlichung, sondern vielmehr auf medialen Grenzverschiebungen im Modus der Remediation. Die wechselseitigen Verschränkungen von Vergeschlechtlichung und Mediatisierung werden dennoch, wenn auch nur am Rande, plausibel vorgestellt. Insgesamt bietet Seier einen interessanten Blick auf das Zusammendenken von Medien und Gender in und durch performative (Re)Mediationsprozesse. Allerdings wäre ein breiteres Spektrum an Beispielen wünschenswert, da die gewählten doch recht spezifisch erscheinen. Nichtsdestotrotz wird das Fundament der Arbeit, nämlich die These, dass Medien und Gender weniger sind, als dass sie werden (vgl. S. 108), also durch die Unabgeschlossenheit und die Diskontinuität ihrer Konstitutionsprozesse geprägt sind, nachvollziehbar belegt.